

Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Gratisbeilage zum
„Fuldaer Kreisblatt“.

Nummer 44

Verlag von J. S. Uth's Hofbuchdruckerei in Fulda.
Druck der Verlagsanstalt Minerva und Familienheim, Würzburg und Bärn.

Jahrgang 1914



Exzellenz von Zwehl, königlich Preussischer General der Infanterie, der Eroberer von Maubeuge.

Der Talisman. Von August Gräf, München.

Fortsetzung.

Nachdr. verb.

Laut dröhnende, sporenklirrende Schritte störten ihn aus seiner Träumerei und eine Hand legte sich auf seine Schultern. Klaus fuhr jäh von seinem Sitz auf und wandte sich dem kühnen Eindringling zu. Vor ihm stand sein Freund Horst von Bardenberg, der Regimentsadjutant.

„Verzeihe mir, falls ich zu ungelegener Zeit gekommen bin,“ sprach der lachend. „Wie ich sehe, warst du wieder einmal im Märchenland und hast von einer schönen Fee geträumt, so etwa Wilhelmine heißen soll. Gelt, ich hab's erraten,“ fügte er hinzu und schlug dem errötenden Freund auf die Schulter. „Ei, was hast du denn da für ein Ding,“ fuhr Horst von Bardenberg fort, ohne Klaus zu Wort kommen zu lassen, und nahm das Medaillon in seine Hand. „Ah, ein Bild vom Schätzlein, Klaus. Du bist in deiner Liebe wahrhaftig nicht zum Wanken zu bringen.“

„Unverwundliche Blandertafel, alte Sprechmaschine, wie mein seliger Rittmeister immer sagte, was kümmerst dich, wenn ich träume. Und laß ja schleunigst deine Hände von meinem Talisman.“

„Was, da — Talisman?“ lachte Horst wieder. „Ich glaube, du hast wieder ein zu viel erwischt.“

„Im Ernst, ich betrachte dieses Medaillon wirklich als mein Schuttschild gegen alle Fährnis, mag's dir auch als unsinnig oder sonst etwas gelten. Ich bleibe dabei,“ erwiderte Klaus.

„Na, da hört denn doch mein Katechismus auf. Jetzt bist du auch unter die Übergläubigen gegangen. Schier ungläublich. Mache dich doch nicht lächerlich. Eine Kugel aus einem französischen Chassepot wird herzlich wenig darnach fragen, ob du einen Talisman hast. O Klaus...“ sagte Horst.

„Das ist meine Sache, du unverbesserliche Spottbroffel. Schweigen wir lieber davon und sag' du mir vielmehr, was dich zu mir hergeführt hat.“

„Um, das hätte ich jetzt beinahe über deinen Talisman vergessen,“ nahm der Adjutant wieder das Wort. „Mich schickt nämlich der Oberst. Du sollst ohne Zögern zu ihm kommen. Was er von dir will, weiß ich nicht, wahrscheinlich hat er einen Auftrag für dich. Komm' nur gleich mit, wir haben schon so zu lange uns aufgehalten.“

Klaus Herwig schnalzte den Degen um und setzte die Zietenmütze fest aufs Ohr, dann folgte er dem vorangehenden Freund zum Regimentskommandanten.

Am Ziel angelangt, wurde der junge Offizier schon an der Schwelle von seinem Obersten erwartet. „N Abend, Herwig,“ begrüßte ihn der. „Freut mich, daß Sie Bardenberg so schnell gefunden hat. Ich habe nämlich einen wichtigen Auftrag für Sie. Die Sache eilt in höchstem Maße und morgen früh müssen Sie bereits mit Ihrer Schwadron ausrücken. Der Auftrag ist erst vorhin vom General gekommen. Soll sofort ausgeführt werden. Wie Sie vielleicht wissen, wird seit einiger Zeit die Straße von hier nach Amale durch mehrere Franktireurbanden unsicher gemacht. Seit einer Woche ver-

geht kaum ein Tag, ohne daß dieses heimtückische Gesindel nicht eine unserer Patrouillen oder kleine Proviant- und Munitionskolonnen überfällt. Die Kerle müssen irgendwo einen Schlupfwinkel besitzen, wo sie sich verbergen können, denn bis jetzt ist alles Fahren fruchtlos gewesen. Und doch muß ihnen das Handwerk gelegt werden. Die Meldung einer Mänenpatrouille, die vor zwei Tagen auf dem halben Wege nach Amale von einer solchen Franktireurbande überfallen wurde, aber glücklich davongekommen ist, hat nun neue und ziemlich sichere Anhaltspunkte gegeben. Darnach soll sich etwa zwei Stunden abseits der Straße nach Amale im Wald von Pritz (einer auch bei der hiesigen Bevölkerung nicht sonderlich gut angesehenen Gegend, es sollen schon im Frieden recht dunkle Geschichten dort vorgefallen sein) ein Schloß befinden, so eine rechte Räuberhöhle, das einem gewissen Vicomte de la Rombeau gehören soll, einem ehemaligen Offizier des ersten Kaiserreichs und eingeselechten Bonapartisten. Allen Anzeichen nach beherbergt dieser Vicomte auf seinem Schloß oder in dessen nächster Umgebung mehrere Franktireurbanden. Der General hat mich nun beauftragt, eine Schwadron meiner Husaren in jenes Schloß zu legen, um die Gegend zu überwachen und gegebenen Falls den dort verborgenen Wegelagerern ihr schändliches Gewerbe ein für allemal auszutreiben. Ich wüßte nun, da Sie schon manch glänzende Tapferkeitsprobe bestanden, mir keinen besseren Offizier wie Sie. Wollen Sie den Auftrag des Generals ausführen? Vielleicht winkt Ihnen, wenn Sie Erfolg haben, dann bald der „Rittmeister“!

„Herr Oberst, ich danke Ihnen für das geschenkte Vertrauen und werde alles daran setzen, um mich dessen würdig zu erweisen. Mit Freuden werde ich Ihrem Auftrag nachkommen und hoffentlich gelingt es mir, Licht in die Sache zu bringen. Wann soll ich mich morgen bereit halten?“

„Lieber Herwig, das zu bestimmen überlasse ich Ihrem Belieben. Jedenfalls nicht zu spät, denn meiner Ansicht nach ist es gut, wenn Sie bis Mittag auf dem Schloß des Vicomte eintreffen. Die nötigen Vollmachten lasse ich Ihnen bis morgen früh zukommen. Vergessen Sie nur nicht, für alle Fälle reichlich Proviant und Munition mitzunehmen; ich werde hier das Nötige bereitstellen lassen. Und nun gehen Sie mit Gott, Kamerad; ich hoffe zuversichtlich, daß es Ihnen gelingt, die Sache zu klären und wieder heil und ganz zurückzukommen. Wenn möglich, senden Sie mir alle paar Tage ausführlichen Bericht. Sollten Ihre Leute nicht ausreichen, dann werde ich Verstärkung senden. Leben Sie jetzt wohl!“ Mit einem kräftigen Händedruck war Klaus Herwig von seinem Obersten entlassen...

Des andern Tags trabte bereits beim ersten Morgengrauen Klaus Herwig mit seiner Schwadron, die einen mit Proviant und Munition beladenen Wagen in ihrer Mitte mit sich führte, aus den Toren von Amiens.

Das Thermometer war in der Nacht noch weiter gesunken, so daß sich die Husaren bis zur Nasenspitze eingehüllt hatten. Dumpf zitterte der hartgefrorene Schnee unter dem Hufschlag der Pferde. Dichte, wogende Nebelschwaden lagen über der öden, kahlen Flur. Man konnte kaum zwei Schritt weit sehen und Klaus, der vorne ritt, hatte alle Mühe, um die Straße und die Richtung nicht zu verlieren. Berg und Tal, Feld und Wald, das ganze Land war in starres, lautloses Winterschweigen fest geschmiebet. Nur der Schnee knisterte leise und einige Krähen, die wie ein Schatten den einsamen Zug verfolgten, ließen des öfteren ihr mißtönendes Geschrei hören. Meistens führte die holperige Straße durch finsternen, schneebedeckten Tannenwald, der sich hundenteile zu beiden Seiten derselben ausdehnte.

Klaus hatte Fritz Schrott, den Wachmeister mit fünf Mann als Vortrab zur Sicherung vorausgeschickt, auch die Flanken hatte er durch einige seiner Leute, die den Wald durchstreiften, gedeckt. Ein Unteroffizier mit drei Mann trabte als Nachhut hinterher. Klaus hielt Vorsicht für die Mutter auch der militärischen Weisheit; man konnte nicht wissen, ob es nicht einer Franktireurbande einfallen würde, sie aus dem Hinterhalt zu überrumpeln. So zog das kleine Häuflein, kaum sechzig Mann stark, seines Weges. Die wenigen Dörfer, durch die sie kamen, lagen verödet und still, nur hin und wieder schaute hinter den Fenstern ein mürrisches, häßlich-erfülltes Gesicht den Brüssiens nach. Der Leutnant wußte wohl, daß sich hinter manchem verschlafen blickenden Bauern ein Franktireur verbarg, aber er konnte den Kerlen nichts anhaben, so lange sie nicht auf frischer Tat ertappt wurden. Der junge Offizier war sich wohl der Gefährlichkeit seines Auftrags bewußt. Es war durchaus nicht unmöglich, daß dieser ihm und seinen Leuten das Leben kosten könne. Wenn es wirklich so war, wie ihm sein Oberst geschilbert, dann begab er sich mit seinen Husaren direkt in die Höhle des Löwen. Wie leicht bot sich vielleicht da für die übermächtigen Feinde — die Franktireurbanden in der Umgebung von Amale sollten mehrere hundert Mann stark sein — Gelegenheit, das Häuflein deutscher Soldaten zu überfallen und niederzumachen. Aber dieses Gesindel war ja schließlich zu feige hierzu. Zudem beschloß Klaus, äußerste Vorsicht und Wachsamkeit Tag und Nacht walten zu lassen, auch vertraute er auf seine wackeren Husaren, die es wohl mit einer solchen Gesellschaft, auch wenn sie in zehnfacher Uebermacht war, aufnehmen konnten. Klaus sah froh und unbekümmert den künftigen Tagen entgegen. Schlag doch hinter seiner Brust ein echtes deutsches Reiterherz!

Mähtlich hatten sich die grauen, feuchten Nebelschleier gehoben und die Sonne war hinter den schneeüberzogenen Waldbergen in blutroter, düsterer Pracht aufgegangen. Jetzt konnte man so ziemlich die ganze Landschaft überschauen. In der Ferne, zu beiden Seiten der sich dahinschlängelnden Straße wucherten waldige Hügel von mäßiger Höhe auf.

Weit und breit nur Wald, Schneeüberklebter, schweigender Wald. Dörfer waren nur wenige zu gewahren, einzig einige allein stehende Gehöfte. Die Gegend, in der man sich gerade befand, mußte nach der vom Oberst dem Leutnant mitgegebenen genauen Beschreibung der Forst von Brig sein. Ja, es traf zu, denn da hinter mehreren Hügeln lugte aus der Ferne ein massiger Kirchturm herüber, das war die Kirche von Brig. Also konnte auch das Schloß des Vicomte de la Rombeau nicht mehr allzuweit liegen und mußte nun bald in Sicht kommen. Klaus Herwig hielt scharf Ausschau, vermochte aber ringsum nichts zu erblicken, was einem Schloß hätte ähnlich sehen können.

Der Wachtmeister, der die Vorhut führte, kam zurückgeritten und meldete, daß er eine Viertelstunde auf der Straße voraus, in einer Entfernung von vielleicht zwei Stunden auf einem Berg ein schloßähnliches Gebäude bemerkt habe, das wohl das gesuchte Schloß sein dürfte.

Nach kurzem Ritt gewahrte der Offizier das Schloß des Vicomte. Seine Vermutung bestätigte sich, als er in einem nahe liegenden Gehöft nach dem Sitz des Vicomte fragte. Klaus fiel aber das seltsame spöttische Grinsen auf, mit dem der Bauer den Bescheid gab. Eine diesbezügliche Frage, die ihm dabei auf der Zunge schwebte, hielt er jedoch zurück. Er wollte dem Bauern seine Gedanken nicht verraten.

Der Weiterritt gestaltete sich schon schwieriger. Der einzige schmale Waldweg, der durch dichtes Gehölz zum Schloß führte, ließ gerade noch einen Reiter vorwärts kommen, schwerlich aber einen Wagen. Dazu war der Weg vollständig von Schnee verweht. Es mußte wohl schon seit Tagen kein Mensch hierher gekommen sein, denn in dem festgefrorenen Schnee war keine Spur zu sehen. Den Wagen mußte man im Stich lassen; es war unmöglich, ihn auf dem engen Pfad fortzubringen. Klaus ließ ihn entladen und die Last an die einzelnen seiner Leute verteilen. Der Wagen wurde abseits der Straße im Gehölz versteckt. Nach diesem Aufenthalt würde der Ritt fortgesetzt. Wohl oder übel mußte nun einer hinter dem andern reiten. Der schmale Pfad verlief bald in einen Hohlweg. Wenn es jetzt einem Haufen Franktireurs in den Sinn gekommen wäre, die Deutschen hier zu überfallen — es wäre von letzteren wohl kaum einer entronnen. Nicht einmal wehren hätten sie sich können in dem tiefeingeschnittenen Hohlweg. Rechts und links stieg die Bergwand jäh empor, von oben schauten hochstämmige Tannen dunkel in den Alpgrund hinab. Mühsam waten die Pferde durch den tiefen Schnee. Trotz der bitteren Kälte dampften ihre Leiber vor Anstrengung.

„Mir scheint's, als wollten wir in dem verfluchten Bergenfessel hier stecken bleiben, keine tausend Ellen sind wir dem Räuberneft dieses famosen Vicomte noch näher gekommen,“ meinte der Wachtmeister und qualmte ärgerlich aus seiner Pfeife. „Da brauchen uns nur etliche dieser Halunken auf den Hals zu kommen, dann können wir unser Testament machen. Der Teufel soll das Lumpenpack holen.“ Bald hub ein allgemeines Wittern und Schimpfen unter den Husaren an, erst über Frankreich und dann über den schlechten Weg im besonderen.

Schloß Rombeau lag immer vor ihnen, aber der Weg schien im Kreise herumzuführen, denn man kam ihm nur lang-

sam näher. Das Schloß war ein trugiger, massig unterkletterter Bau, der sich düster herab drohend auf einer mächtigen Waldklippe erhob. Das graue Schloß vereinte sich mit der stillen, lahnen Landschaft zu einem unheimlichen Bild. Die Gegend paßte trefflich zum Aufenthalt von Franktireurs. In den Wäldern boten sich ihnen zahlreiche Schlupfwinkel. Der junge Offizier kam bald zur Ansicht, daß es schwer halten würde, dem Gesindel, das kaum besser war wie Wegelagerer, erfolgreich beizukommen, zumal mit seinen paar Duzend Leuten und der völligen Unkenntnis des Landes.

Mit einem Seufzer der Erleichterung nahmen die deutschen Soldaten wahr, daß der Hohlweg endigte und in freies Feld überging. Jetzt waren sie doch wenigstens vor einer unvermuteten Ueberrumpfung sicher. Ihr Führer ließ einen leichten Trab anschlagen. Vor dem Schloß angelangt, ließ Klaus Herwig anhalten und absteigen. Auf dem ganzen, schier dreistündigen Ritt durch die verschneiten Fluren war ihnen kein Mensch begegnet. Auch das Schloß lag still und scheinbar verlassen da. Kein Laut drang zu den Reitern hinab.

„Das sieht schon einer Räuberhöhle verdächtig ähnlich,“ wandte sich der Wachtmeister Schrott an seinen Leutnant.

„Wir werden schon sehen,“ entgegnete der, „ich will einmal denen da drinnen etwas vorblasen lassen. Wenn sie nicht ganz taub sind, werden sie sich dann schon rühren.“ Er winkte den Trompeter herbei. „Blasen Sie Generalmarsch, Knuschte, und dann noch etliche Märsche und Lieder.“

Der Trompeter setzte sein Horn an und blies aus vollem Baden. Nacheinander schmetterten das Signal zum Generalmarsch, einige Soldatenlieder und lustige Operettenweisen durch die klare Winterluft über die weite Flur.

Entweder mußte das Schloß verlassen sein oder die Bewohner wollten nichts hören, denn alles blieb still wie zuvor. Schon wollte Klaus noch einmal blasen lassen, als sich knarrend und ächzend der eine Flügel des riesigen, eisenbeschlagenen Schloßtores auftrat und hervor trat ein gebückt gehendes, verhußtes Männlein, das fortwährend mit seinem Stock in der Luft herumfuchelte und beim Anblick der Husaren erschrocken zurückfuhr. „Les prussiens, les prussiens,“ schrie er mit zitternder, hoher Füstelstimme und wollte das Tor wieder zuschlagen. Da aber hatte ihn schon einer der Soldaten erwischt und brachte das Männlein vor den Leutnant. Dieser setzte eine drohende Miene auf und fragte den Alten barsch: „Warum haben Sie nicht gleich gehört und warum wollen Sie flüchten? Jetzt bleiben Sie hier und geben mir Antwort. Sie sehen hier meine Soldaten, wenn Sie mich belügen, werden Sie sofort erschossen.“ Klaus, der seine Frage in gut fließendem Französisch an den Alten gerichtet hatte, wies dabei auf die Soldaten, von denen einige Spätes halber ihre Karabiner auf ihn anlegten. Das Männlein zitterte wie Espenlaub. „Verzeihung, mein Herr Offizier,“ stotterte es mit bebenden Lippen und schielte bald den Leutnant, bald die drohend auf ihn gerichteten Karabiner angstvoll an, „ich bin der Verwalter dieses Schlosses und war gerade in einem Keller beschäftigt. So konnte ich nicht sofort kommen.“

„Warum haben Sie aber wieder das Tor

schließen wollen,“ forschte unerbittlich der Leutnant weiter.

„Weil, weil . . . ich so erschrocken bin,“ antwortete der Schloßverwalter mit kläglichlicher Stimme. „No, wir wollen Sie nicht fressen,“ sagte Klaus und fuhr dann fort: „Wem gehört dieses Schloß? Ist es bewohnt? Ich will wahrheitsgemäße Antwort. Ich habe Vollmacht, mit meinen Leuten dieses Schloß zu besetzen. Und das sage ich Ihnen sofort, so wie Sie gegen mich oder meine Soldaten übles vorhaben, lasse ich alle Schloßbewohner festnehmen. Das können Sie allen zur Kenntnis bringen.“

Die Augen des Alten blitzten einen Augenblick in verhaltener Wut den jungen Offizier an, aber er beherrschte sich und in seiner feinen Füstelstimme antwortete er: „Das Schloß gehört zum Besitz des Vicomte Jacques de la Rombeau, der sich gegenwärtig hier aufhält. Außer dem Herrn und mir, ist es zur Zeit von der Komtesse Margot, der Tochter des Vicomte, sowie vier Dienstkenten bewohnt. O, was denken Sie, Herr Offizier, daß Ihren Soldaten Schlimmes geschehen soll. Wir sind friedliche Leute.“

„Ich will es Ihnen glauben,“ sagte Klaus und schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. „Ich hoffe, wir werden schon auskommen. Jetzt gehen Sie und melden Sie die Ankunft meiner Soldaten dem Herrn Vicomte und sagen Sie ihm auch gleichzeitig, wir wollen ihm nicht zur Last fallen. Wir werden uns mit wenigem begnügen.“

Der Schloßverwalter humpelte davon.

„Leute, ich vermute, der Alte ist ein geriebener Schuft trotz seines ehrbaren Aussehens und seiner demütigen Worte,“ wandte sich der Leutnant an die Soldaten, die um ihn herumstanden. „Denn daß das Schloß nur von so wenigen Leuten bewohnt sein sollte, glaube ich nicht. Ich mußte mit dem Schloßverwalter freundlich tun, sonst hätte er schließlich meinen Verdacht gewittert. Sein wütender Blick, den er mir vorhin zuwarf, hat ihn verraten. Die Vermutung des Generals scheint sich wirklich zu bestätigen. Weiß Gott, in welche Falle uns die Halunken locken wollen. Aber laßt euren Verdacht nicht offenbar werden, sondern gebt euch recht vertrauensselig. Dadurch werden die Schloßbewohner, falls sie gegen uns etwas im Schilde führen sollten, in dem Glauben an unsere Ahnungslosigkeit gestärkt werden. Insgeheim müßt ihr natürlich stets Augen und Ohren offen haben. Vergeht also meine Warnung nicht!“

Unter dem Tor erschien der Verwalter, diesmal in Begleitung des Schloßherrn. Der letztere war eine hohe, stolze Gestalt, trotz seiner achtzig Jahre, die er vielleicht zählen mochte. Er war vollständig in Schwarz gekleidet. Das Kreuz der Ehrenlegion zierte seine breite Brust. Das scharfgeschnittene, gebräunte Antlitz war von den dünnen, weißen Haarsträhnen umflossen. Unter der hochgewölbten Stirne blitzten hinter buschigen Wimpern zwei dunkle Augen noch in jugendlichem Feuer.

Der Vicomte ging mit elastischen Schritten, während er mit der Rechten seinen grauen Henri-quatre strich, dem wartenden Offizier entgegen. Klaus Herwig salutierte kurz. Der Vicomte verbeugte sich höflich und stellte sich als Schloßherr vor. „Wir mit mein Kastellan meldete, haben Sie den Auftrag Ihres Kommandanten, mein Schloß zu besetzen. Ich habe meiner Dienerschaft schon

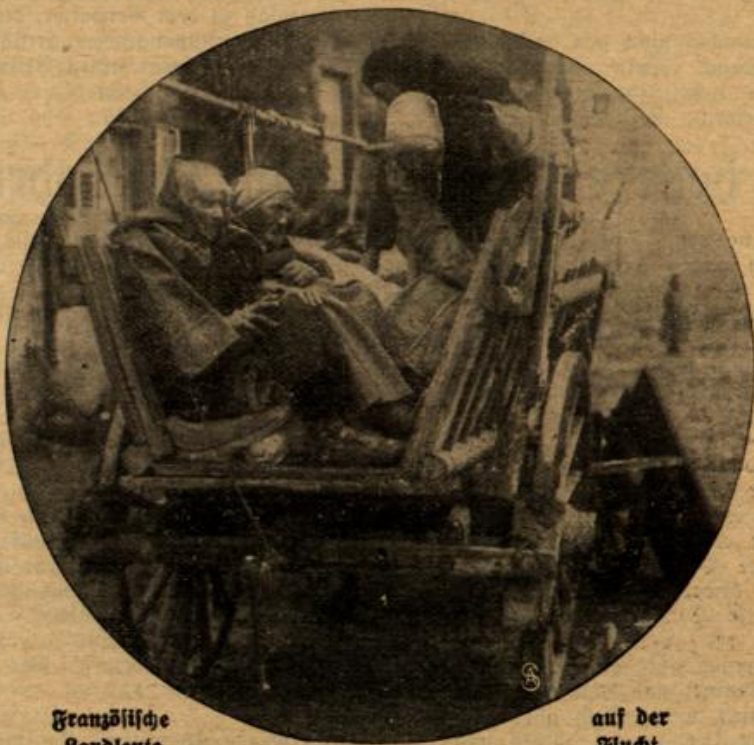


Nach dem Kampf:
 Dekorierung der Tapfersten eines Regiments mit dem Eisernen Kreuz durch den Oberst.



Flandrische Landschaft. Im Vordergrund einer der 21-cm-Mörser.

Bilder vom Kriege.



Französische
Bandleute

auf der
Flucht.



Zum

Trost.

Eine Rote-Kreuz-Schwester zeigt Verwundeten eroberte
russische Geschütze vor dem königlichen Schloß in
Berlin.



Mit unseren Truppen in Westflandern: Die riesigen zur Front ziehenden Truppenmengen auf den Landstraßen.

die nötigen Befehle gegeben. Es wird Ihnen und Ihren Soldaten an nichts mangeln. Auch ist für Ihre Unterkunft schon gesorgt. Dürfte ich Sie jetzt bitten, mir zu folgen." Der junge Offizier verneigte sich zum Dank und folgte mit seinen Leuten

dem voranschreitenden Schloßherrn von Rombeau.

Der Vicomte machte nicht den geringsten verdächtigen Eindruck. Sein offener Blick und seine Worte ließen ihn vielmehr als Ehrenmann erscheinen. Sein ganzes Wesen

machte einen überaus sympathischen Eindruck im Gegensatz zu dem Verwalter, dessen kriechendes Auftreten unangenehm berührte. Trotzdem hielt der Leutnant seinen Verdacht gegen den Schloßherrn aufrecht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Handschuhkassette. Eine heitere Geschichte von Th. Bohrn.

Hauptmann Fredi Philipp war ein lustiger Patron gewesen, etwas zu lustig, wie vielfach behauptet wurde, denn das Lustigsein in der Art, wie Fredi es betrieb, kostete viel Geld. Seine Mutter war daher in großer Sorge um ihren „Einzigen“ und meinte, wenn er es so fort triebe, würde er wohl bald sein väterliches Erbe verlustiert haben und dann nur auf seine Hauptmannsgage angewiesen sein, mit der er bei seinen Passionen und Gewohnheiten doch nicht reichen konnte. Wie war sie daher erstaunt und erfreut, als er plötzlich seine Lebensweise änderte, und zwar gründlich. Bisher war er nie vor Mitternacht, sehr oft aber erst bei Morgenrauen nach Hause gekommen. Jetzt aß er fast täglich mit ihr Abendbrot, nach dem er sich auf sein Zimmer zurückzog, um, wie sie gar bald auf diplomatische Art herausbrachte, dort Briefe zu schreiben, bogenlange Briefe, in die er sich so vertiefte, daß er nicht sah noch hörte, wenn sie leise durchs Zimmer ging, oder sich in seinen Wäsche- und Kleiderschränken etwas zu schaffen machte. Nun war für Frau Philipp Fredis Veränderung kein Rätsel mehr; ihr Sohn liebte, und zwar rettungslos. Einerseits freute sie sich darüber, andererseits bereitete ihr diese Tatsache neue, schwere Sorgen. Wer war das Mädchen, das es fertig brachte, so im Handumdrehen aus Fredi einen andern Menschen zu machen, was ihr, der Mutter, mit jahrelanger, nimmermüder Geduld, mit schweren Kämpfen und Opfern nicht gelungen war? Welcher Gesellschaftsklasse gehörte die Hauberin an? Paßte sie auch in die Familie und war sie ihres lieben Jungen würdig? Eine Liebeslei, eine vorübergehende Neigung war's diesmal nicht, das stand fest — diesmal galt's einem Bund fürs Leben. Wie würde sich der gestalten? Fragen mochte sie ihn nicht, sie wußte, er konnte das nicht leiden, er würde schon selbst davon sprechen. Das dauerte ihr aber zu lange und sie suchte in den Taschen seiner Kleider, in seiner Schreibmappe und in den Schreibtischladen nach einer Spur, die sie verfolgen konnte — vergebens. Eines Tages aber fand sie im Papierkorb ein zerknülltes Kuvert mit seinen Schriftzügen: „An Fräulein Edith Br.“ Dann gab's einen dicken Tintenfleck, demzufolge das Kuvert offenbar in den Papierkorb wanderte. Frau Philipp saß auf den nächsten Stuhl, denn ihre Arme zitterten. Jetzt hatte sie die Spur. „Edith Br.“ Sollte das Edith Brentner sein? Die Tochter des Tuchfabrikanten August Brentner? Die schöne Edith? Sie wagte nicht, daran zu glauben, denn das wäre ja ein unerhörtes Glück für Fredi. Jung, schön, kunstsinzig, häuslich, aus guter, angesehener Familie, und — lautionsfähig, — das alles war Edith Brentner. Nein, das Glück, das Glück, das der Junge hatte! Dann kamen ihr wieder arge Zweifel. Edith hießen gar viele, und Br... konnte auch Bruner, Breuner, Braun usw. heißen. Nein, lange ertrug sie die Zweifel nicht, sie mußte

Fredi ins Gebet nehmen. Tags darauf aber begegnete sie den beiden Arm in Arm auf der Gasse. Der Herzschlag stand ihr stille, als sie dicht an dem Pärchen vorbeiging. Doch merkte sie bald, daß die zwei ihre Umgebung gar nicht wahrnahmen und daß für sie außer dem „du und ich“ nichts existierte, absolut nichts. Nun war sie geträstet und konnte warten.

Die Partzeit dauerte übrigens nicht lange, denn eines Tages stürmte Fredi ins Zimmer, fiel seiner Mami um den Hals und gestand ihr, daß er sich verlobt habe und ihr morgen seine Braut vorstellen werde.

Es folgte eine bewegte Zeit, Besuche hin, Besuche her, alle Beteiligten waren einverstanden mit der Verlobung, und es herrschte eitel Freude und Sonnenschein in den Familien Brentner und Philipp. Papa Brentner war nicht wenig stolz auf seine Tochter, als man ihm so viel Liebes und Schmeicheles über sie sagte, und meinte dann gutmütig: „Na ja, na ja, die Dithi ist ein ganz netter Kerl, sie hat eben wie jeder Mensch ihre guten und schlechten Eigenschaften. Ihre hervorragende Eigenschaft aber ist ihre Sparsamkeit.“ Und er wurde nicht müde, die Sparsamkeit seiner Tochter Frau Philipp gegenüber zu betonen, was diese freute und tröstete, denn, sagte sie sich vor, wenn die Frau sparsam ist, kann der Mann auch nicht verschwenden.

In wenigen Wochen schon wurde Hochzeit gemacht und das junge Paar dampfte in Sonne und Seligkeit nach dem sonnigen Süden ab. Schon während der Hochzeitsreise bekam Fredi von der „hervorragendsten Eigenschaft“ seines kleinen Frauchens so manches zu spüren. Sie schalt ihn über die Höhe der Trinkgelder, die er in den Hotels an die Bedienteten gab, litt es durchaus nicht, daß er ihr Schmuckfächer oder teure Blumen kaufte, und strich von den Menüs, die er zusammenstellte, regelmäßig die Hälfte davon ab. Er fand das alles „süß“ und „entzündend“ und lachte darüber. Sie nahm's aber ernst und schmolte über sein Lachen, was er natürlich wieder süß fand.

„Weißt du,“ sagte sie während eines Spazierganges, „es ist mir eigentlich gar nicht recht, daß wir in der Residenz bleiben, ich wollte, du würdest bald in eine kleine Garnison versetzt.“

„Oho, Maus, was fällt dir ein! In der Großstadt ist es doch viel angenehmer und lustiger.“

„Aber auch viel teurer.“

Er lachte wieder. „Na, na, Herzl, wir haben's doch nicht so knapp.“

„O, bitte, du bist ja noch Subalternoffizier.“

Er mußte unbändig lachen über dieses im ersten, wichtigen Tone vorgebrachte Argument.

„Freilich bin ich das, werde es aber nicht mehr lange sein, dann kommt der goldene Krager — du kannst das Geld wohl schon nicht mehr erwarten, wie?“ Zum Glück

spielt es bei uns keine sonderliche Rolle — anders stünde es, wenn wir von meiner Hauptmannsgage leben müßten.“

„Um, wär' auch nicht schlimm, müssen so viele davon leben.“

„Ja, aber fragt mich nur nicht wie!“

„Nun, man müßte sich eben nach der Decke strecken.“

Fredi kam aus dem Lachen gar nicht heraus. „Nein, was das Kind für Ansichten hatte von Welt und Leben!“

Edith war aber klug, sie ermüdete ihn nicht mit einem Thema und ging auf ein anderes über. In angemessener Zeit aber hub sie wieder an: „Du, Fred, wir haben doch Gütergemeinschaft, nicht wahr?“

„Ja wohl, so ist's beschlossen.“

„Weißt du, was ich möchte? Gar zu gerne möchte?“

„Nun?“

„Unser Vermögen verwalten. Du kannst mir das beruhigt überlassen, ich verstehe mich darauf, hab's zu Hause auch getan. Vater wird sich jetzt umschauen, wenn er das allein machen muß. Er sagte immer: „An dir ist ein Advokat verdorben, Dithi.“ Mir macht es Vergnügen und dir ist eine Arbeit abgenommen — nicht wahr, du läßt mich's machen? Versprich es mir.“

Und Fredi versprach es, wie man einem Kinde ein Spielzeug verspricht. Es war ja in seinen Augen doch nur alles Spielerei. Die kleine Wichtiguerin wollte durchaus eine Rolle spielen; mochte sie, wenn es ihr Spaß machte — es stand ihr ja alles so entzündend, so süß! Und er küßte sie und sie küßte ihn wieder und es war des Gefäßes kein Ende.

Zubessen richteten daheim die beiden Mütter das neue Hauswesen für ihre Kinder ein. Mama Brentner war eine stille, nachgiebige Natur und fügte sich bei allen Anordnungen dem Geschmacke und der Ansicht Mama Philipps. So entstanden keine Differenzen, was der Sache nur förderlich war. Auf Frau Philipps Vorschlag arrangierten sie auch in einer Salonde eine Schaustellung sämtlicher Hochzeitsgeschenke, alles mit Blumen- und Bandschmuck, und beide Frauen vergnügten sich über den Einfall und betrachteten mit stiller Andacht das Werk ihrer Hände, sich freuend auf die Freude ihrer Kinder.

Und die war dann auch ausgiebig. Ein ganzer Nachmittag verging über der Besichtigung der Wohnung, denn jedes Möbelstück wurde einzeln begutachtet und die Mamas ernteten wiederholt lauten Dank und Anerkennung. Unter den Hochzeitsgeschenken fiel ganz besonders eine Handschuhkassette in die Augen, ihrer Farbe und Form wegen. Es war ein altmodischer, globiger Kasten mit kanariengelbem Plüsch überzogen und mit plumpen Beschlägen verziert.

„Von wem mag wohl diese vorfindliche Arche gespendet sein?“ erheiterte sich Fredi.

„Um, der Geschmacklosigkeit nach zu schlie-

Von den Kriegsschauplätzen.



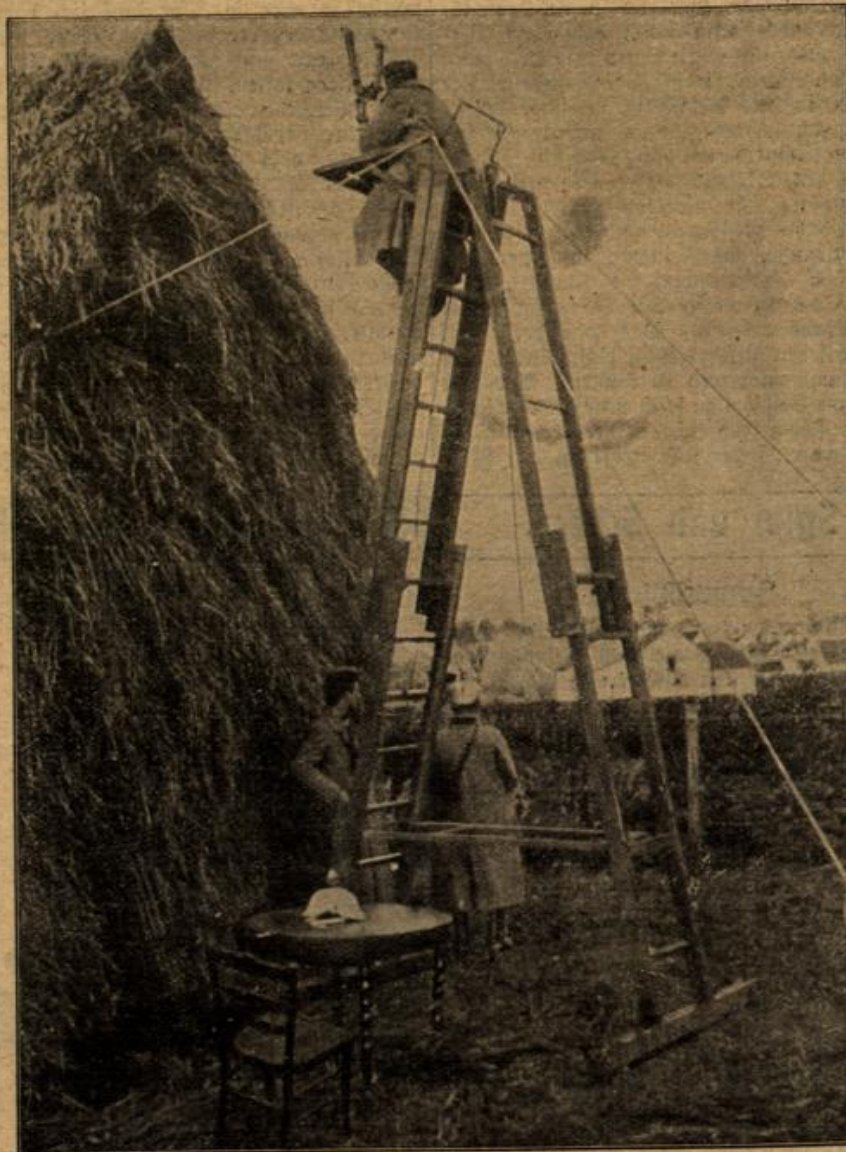
Bild auf den Hafen von Dover.

Von der englischen Küste.

Der Hafen von Dover, der vor kurzem durch das Erscheinen eines deutschen Unterseebootes, das ein englisches Torpedokanonenboot zum Sinken brachte, in Angst und Bestürzung verfiel wurde, liegt an der schmalsten, nur 33,5 Kilometer breiten Stelle des Kanals, dem Pas de Calais, 50 Kilometer von Boulogne entfernt.

Von der russischen Grenze.

Das zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehörige ostpreussische Pfarrdorf Eydtkuhnen hat, wie der ganze Stallupöner Kreis, in dem es liegt, unter den Schrecken des Krieges von Anfang an schwer zu leiden gehabt. Der dortige Grenzbahnhof ist nur etwa anderthalb Kilometer von der russischen Station Wirballen entfernt. Die deutsch-russische Grenze bildet hier ein kleines Flächchen, an dessen russischem Brückenende in Friedenszeiten stets ein russischer Militärposten zu sehen war, der dort am Grenzpfahl mit dem Doppeladler sein Schilderhaus hatte. Jetzt hal-



Mit unseren Truppen in Westphalen: Auf dem Beobachtungsturm.



Deutscher Posten an der russischen Grenze bei Eydtkuhnen.

ten in und um Eydtkuhnen deutsche Truppen die Grenzschutz, nachdem der Ort lange Zeit heiß umstritten war. Von seinen vielen stattlichen Häusern und Gehöften (Eydtkuhnen zählte annähernd 4000 Einwohner) sind größtenteils nur ausgebrannte Räume übriggeblieben, ein paar kleine Häuschen ausgenommen, die versteckt zwischen dem Ufergebüsch jenes Grenzflächchens gelegen, dem Geschoßhagel und dem Flammenmeer entgingen. Gleich von Kriegsbeginn an haben dort harte Kämpfe stattgefunden, die sich dann mehrfach wiederholten und in deren Verlauf auch der dicht benachbarte russische Ort Ribarty in Trümmer gelegt wurde. Eydtkuhnen war übrigens bis zur Eröffnung der Ostbahn (1860) nur ein ganz nächiges Dörfchen, aus dem sich dann ein blühender Handelsplatz entwickelte.